

Ludvig de Groot

Winters Triumph



Novelle

Für jene, die wir zurücklassen



«Sie sehen also, meine Damen und Herren», adressiere ich meine Hörerschaft schlussfolgernd, «dass es in der Germanistischen Mediävistik problematisch ist, dem Autorenbegriff allzu viel Bedeutung beimessen zu wollen. Selbst in den seltenen Fällen, in welchen ein Schriftstück eindeutig mit einem Namen in Verbindung gebracht werden kann, lässt sich selten jemals abschliessend klären, ob dieser tatsächlich dem kreativen Kopf hinter dem Werk zuzuordnen ist oder bloss dem Schreiberling, welcher die ihm diktierten Worte festgehalten hat.» Geduldig warte ich, bis ich mir sicher sein kann, dass auch der letzte meiner Studenten seine Notizen vervollständigt hat. «Mit diesen Worten nun möchte ich die heutige Lesung schliessen», erkläre ich endlich. «Sollte jemand von Ihnen der Meinung sein, dass zur heute behandelten Materie weiterer Erklärungsbedarf besteht, ist diejenige Person gerne eingeladen, mir später in meinem Büro einen Besuch abzustatten. Ansonsten bleibt nichts anderes mehr zu tun, als Ihnen ein schönes Wochenende und erholsame Semesterferien zu wünschen. Ich hoffe, Sie alle im April wieder begrüssen zu dürfen.»

Einige der Studenten machen sich höflich die Mühe, meine Wünsche zu erwidern, wovon allerdings das Meiste im allgemeinen Getuschel ihrer in Aufbruchstimmung befindlicher Kollegen untergeht. Ich sehe darüber hinweg und beginne meinerseits meine Unterlagen wegzuräumen. Während ich mich der Ordnungspflege in meiner Aktentasche widme, leert sich der Saal schleichend bis ich schliesslich alleine im Raum bin.

Ich atme schwer aus. So also geht ein weiteres Semester an dieser Universität zu Ende, denke ich. Es ist dies das

zwölfte, das ich hier gelehrt habe. Eine ausgesprochen unaufgeregte Zeit, wie ich retrospektiv festhalten muss. Manch einer mag sich nach einem ähnlich ruhigen Leben, wie ich es führe, sehnen, doch für mein Empfinden hat eben diese Ruhe nur allzu bald in regelrechte Langeweile umgeschlagen, die bisweilen gar mit tiefgründiger Trostlosigkeit aufzuwarten weiss. Dabei ist es freilich nicht so, dass mein Leben ausgesucht schlecht wäre, wie ich anmerken muss. Ich habe weder Schulden noch Gebrechen, keine Traumata oder Komplexe. Ich bin gesund, in jedem Sinne des Wortes. Publiziere regelmässig wissenschaftliche Abhandlungen, die in aller Regel durchweg lobendes Echo erhalten. Bloss... Eher häufig denn selten drängt sich mir die Frage auf, ob dies nun alles ist. Ob dies bereits alles sein kann. Oder ob mir meiner mehrfach gesicherten Existenzgrundlage zum Trotz doch etwas Grundsätzliches fehlt. Etwas, was zum Erreichen wahrer Glückseligkeit unabdingbar ist. Etwas, was mich erfüllen würde, durch und durch – denn noch scheine ich so etwas nicht gefunden zu haben.

Mein Name ist Alexander Bolenius. Ich bin vierundfünfzig Jahre alt und lehre als Professor für Germanistik an der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg. Es ist dies ein Beruf, den ich nicht ungerne ausübe. Tatsächlich kann ich mir nicht vorstellen, etwas anderes zu tun. Hier bin ich ganz in meinem Element – und trotzdem ist die Professur für mich nichts weiter als eine blosse Tätigkeit. Eine Beschäftigung, mit welcher ich meinen Lebensunterhalt verdiene. Keine Leidenschaft. Und schon gar nicht die Erfüllung meines Daseins. Sicher hat der Gedanke, mein Wissen an die nächste Generation weiterzugeben, einen unbestreitbar romantischen Zug, doch ist dieser in meinen Augen zu wenig essenziell, als dass ich durch ihn Erlösung finden könnte.

Ich seufze. Müssige Gedanken. Dieselben müssigen Gedanken, jeden Tag. So sehr habe ich mich an sie gewöhnt,